
Berliner Debatte Initial

4/5

14. Jg. 2003

Körperkult

Caysa

Körperkult und
Kapitalisierung

Gebauer

Körper-Utopien und
Mythen des Alltags

Gehring

Verrohstofflichung
des Menschen

Pflege des öffentlichen Raums

Neidhardt

Verlautbarungs-
journalismus

Körperkult

– Zusammengestellt von Udo Tietz und Volker Caysa –

Editorial	2	<i>Konstanze Schwarzwald</i> Rauschhafte Körperverhältnisse Über Körper im Rausch	38
<i>Volker Caysa</i> Körperkult und Körperkapitalisierung. Von der biopolitischen Körpertechnolo- gisierung zur selbsttechnologischen Körperindustrialisierung	5	<i>Gunter Gebauer</i> Körper-Utopien und Mythen des Alltags	45
<i>Thomas Alkemeyer</i> Der Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen	16	<i>Silvia Schroer</i> Sport ist ungesund. Die Wider- ständigkeit des Alten Testaments gegenüber Körperkult und Sport	54
<i>Petra Gehring</i> Verrohstofflichung des Menschen- körpers – divergierende Auffassungen von der Aufgabe der Praktischen Philosophie	30	<i>Wolf-Dietrich Junghanns</i> Daj boju – Drauf und dran! Traditioneller ostslawischer Faustkampf und heutige Popularisierungen eines „russischen Stils“	63

Pflege des öffentlichen Raums

– Zusammengestellt von Cathleen Kantner –

<i>Friedhelm Neidhardt</i> Verlautbarungsjournalismus – oder der Aufstieg der Quelle zum Sender	114	<i>Winfried Schröder</i> Symbolische Politik als Thema politischer Kommunikation – ein Perspektivenwechsel	129
<i>Markus Rettich</i> Der Krieg auf der Mattscheibe: ,besser‘ ist nicht gleich ,gut‘. Analyse der Kriegsberichterstattung von ARD, ZDF und RTL im internationalen Vergleich	119		

<i>Meinhard Creydt</i> Glanz und Elend einer Kritischen Theorie. Kritik des Adornismus	136	Klein, Koopmans, Trenz, Klein, Lahusen, Rucht (Hg.): Bürgerschaft, Öffentlichkeit und Demokratie in Europa Rezensiert von <i>Jan-Henrik Meyer</i>	211
<i>Andrew C. Janos</i> Vom östlichen Imperium unter westliche Hegemonie: Ostmitteleuropa unter zwei internationalen Regimen	150	Benno Kirsch: Private Sicherheitsdienste im öffentlichen Raum. Rezensiert von <i>Jens Wurtzbacher</i>	213
<i>Guido O. Kirner</i> Politik, Patronage und Gabentausch. Zur Archäologie vormoderner Sozialbeziehungen in der Politik moderner Gesellschaften	168	Raymond Geuss: Privatheit. Eine Genealogie Rezensiert von <i>Rita Reiner</i>	215
<i>Ugo Rossi</i> Neapel als demokratische Stadt: Urbaner Wandel in der historischen Innenstadt	184	Elke M. Geenen: Soziologie des Fremden. Ein gesellschaftstheoretischer Entwurf Rezensiert von <i>Kai-Uwe Hellmann</i>	216
<i>Nikola Tietze</i> Muslimische Religiosität in Deutschland: Welche Perspektiven hat die Forschung?	197	Albrecht Betz (Hg.): Französisches Pathos. Selbstdarstellung und Selbstinzenierung Rezensiert von <i>Esther von Bruchhausen</i>	218
Besprechungen und Rezensionen		Christopher Hann (Hg.): Postsozialismus. Transformations- prozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive Rezensiert von <i>Ingrid Oswald</i>	220
Robert Schmidt: Pop – Sport – Kultur Praxisformen körperlicher Aufführungen Rezensiert von <i>Henri Band</i>	208		

Hinweis der Redaktion

Liebe Leserinnen und Leser,
ab 2004 wird *Berliner Debatte Initial* direkt
von der Gesellschaft für sozialwissenschaftliche
Forschung und Publizistik herausgegeben.
An Inhalt und Abonnement ändert sich da-
durch nichts.

Die Redaktion hat jedoch eine neue Postan-
schrift. Wir sind außerdem über das Internet
und unsere E-Mail-Adressen zu erreichen. Die
Details entnehmen Sie bitte dem Impressum
auf der letzten Umschlagseite. Beachten Sie
auch die Bestellmöglichkeit für pdf-Dateien
einzelner Artikel unter
www.berlinerdebatte.de

Editorial

Der Körper ist nicht nur eine Ware, ein ökonomisches und kulturelles Kapital; der Körper ist Kult. Globalisierte Körperbilder suggerieren uns nicht nur den schönen, sondern den „wahren“ Körper. Naturgegebene, „natürlich“ gewachsene (und gealterte) Körper erscheinen dagegen als minderwertige, „falsche“ Körper, die nachgebessert werden müssen, um die man sich zu sorgen hat, an denen gearbeitet werden muß.

Die Körper der Individuen unterliegen – per Körperkult und vermittelt durch die Körperbilderproduktion der Medien – einer Serialisierung und Standardisierung, so daß eine Körpermode möglich wird, in der man innerhalb einer bestimmten Angebotspalette einen Körper wie ein Kleid auswählen kann. Der Körper wird so nicht nur den je unterschiedlichen Verwertungsbedürfnissen angepaßt, sondern er kann selbst systematisch zu einem Kapital geformt werden, das auf die jeweiligen Marktinteressen Rücksicht nimmt. Es entsteht eine schöne, neue Körper-Welt, in der die Körpertechnologisierung zur einer neuen Körperökonomisierung und zur Ökonomisierung des Körperumgangs führt. Das aber hat nicht nur eine Körperindustrialisierung, sondern auch eine Menschenökonomisierung zur Folge, in der die körpertechnologischen Möglichkeiten die Standards eines perfekten Körpers bestimmen und vorgeben, was als ein schöner Mensch zu gelten hat.

Durch die Verknüpfung von Körperkult und Körpertechnologisierung scheinen Ausnahme-Körper zu einem technologisch massenweise reproduzierbaren Kunstwerk zu werden. Ebenso wie alle anderen Kunstwerke im Zeitalter ihrer technologischen Reproduzierbarkeit ihre Einmaligkeit verlieren, könnten auch die Ausnahme-Körper der Stars in Sport, Film und Mode ihre Aura verlieren, denn an die Stelle ihres einmaligen Vorkommens tritt vielleicht

nun ihre massenweise Vervielfältigung. Auch wenn diese „Vervielfältigung“ scheitern sollte – versuchen wird man es, wie schon jetzt das alltägliche Bodybuilding und die massenweise Anwendung der plastischen Chirurgie beweisen.

Auf jeden Fall führt aber der Beginn des Zeitalters (hoch-)technologischer Reproduzierbarkeit von Körpern zur Erschütterung des tradierten Körperumgangs: Der Körper ist nun nicht mehr etwas Unantastbares, Heiliges, Naturgegebenes, sondern etwas Machbares, Künstliches, eine technische Erfindung, ein Konsumgegenstand, eine Ware, ein Kapital. Die damit verbundene Krise unseres bisherigen Körperverhältnisses ist jedoch zugleich Bedingung der Möglichkeit der Erneuerung unseres Körperverhältnisses und der Schaffung eines neuen Leibes, eines Transkörpers. Sport, Medien, Mode, Sex und Werbung sind die machtvollen Agenten in diesem Prozeß der Erfindung des Transkörpers. Unsere bisherige Tradition des Körperumgangs wird in diesem Prozeß entwertet und umgewertet, zerstört und bestenfalls aufgehoben.

Der schöne Körper unterliegt nicht nur einem Verwertungsprozeß, sondern er hält diesen auch in Gang. Das Mittel zum Zweck kann als Körperkapital absoluter Selbstzweck werden. Diese Art von Vergegenständlichung der Körperlichkeit erzeugt einen Körperfetischismus, in dem Körper und Geist nicht nur unterschieden, sondern einander entfremdet sind.

Der Kultkörper ist aber nicht nur ein kapitalisierbarer, sondern auch ein normalisierter Körper. Denn durch die beginnende Körperindustrialisierung entstehen nicht einfach nur Vorbild-Körper, wie sie im Showsport, in der Mode, im Film zu sehen sind, sondern sofern die Norm-Körper als Vorbild-Körper rezipiert werden, entstehen neue Vorstellungen davon, was ein normaler Körper ist. Der neue normale

Norm-Körper ist aber nur existent durch eine allen zugängliche und relativ leicht anwendbare, in diesem Sinne „demokratisierte“, Körpertechnologie, die als solche den Anschein des Exotischen, Besonderen, Abnormen verliert, welcher immer mit den Praktiken des Hochleistungssports, des Theaters, des Films, der Modeindustrie verbunden war, und die nun selbst als normale Norm gilt. Als Vorform der Körperindustrialisierung bestimmt die vermasste Körpertechnologisierung der Stars solcher Unterhaltungsindustrien wie Film und Sport immer mehr, was im Körperumgang und in der Körperformung als normal gilt und was als solche Normalität normativ wirkt. Insofern ist mit dem Körperkult nicht nur ein Normalisierungsdiskurs verbunden, sondern eine massive Normierung unserer Körperbilder unter dem Banner des „anything goes“. Die im ersten Schwerpunkt versammelten Beiträge beleuchten diesen zivilisatorischen Umbruch im Körperverhältnis von verschiedenen Seiten und betreten damit ein noch kaum erschlossenes kulturphänomenologisches Terrain.

Im zweiten Themenschwerpunkt widmen sich die Autoren aktuellen populistischen An-

fechtungen massenmedialer Öffentlichkeiten. Wird der öffentliche Raum ausreichend gegen Populismus, Geschwätz und Vermachtungstendenzen geschützt? *Friedhelm Neidhardt* fragt, ob die durch die knapper gewordenen Werbeeinnahmen verursachte Medienkrise die Qualität der Nachrichtenberichterstattung beeinträchtigt. Führt sie zu einer Privilegierung bestimmter Sprechergruppen in der Öffentlichkeit? *Markus Rettich* überprüft anhand empirischer Daten, ob das Eigenlob der Presse in bezug auf die Irak-Kriegsberichterstattung gerechtfertigt ist. Haben die Medien tatsächlich ihren eigenen Anspruch auf objektive Berichterstattung erfüllt? Konnten sie es tatsächlich vermeiden, sich politisch instrumentalisieren zu lassen? Oder fielen sie schlicht in ein anderes Extrem – wieder ohne regierungskritische Positionen vertreten zu müssen? Und schließlich analysiert *Winfried Schröder*, was es mit den populistischen Vorwürfen rein „symbolischen politischen Handelns“ auf sich hat, mit denen sich Regierung und Opposition belegen.

Volker Caysa und Udo Tietz

Thomas Alkemeyer

Der Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen¹

I. Das modern/anti-moderne Doppel- gesicht des Sports

Aus der Perspektive von Zivilisations- und Disziplinierungstheorien erscheint es so, als habe die Priorität, welche Arbeit, Erwerb und Beruf im Leben der Bürger genießen, die Unterwerfung und Zurückdrängung der menschlichen Triebwünsche geradezu erzwungen. Seit dem 18. und 19. Jahrhundert stehen im bürgerlich-antifeudalen Programm der Zivilisierung Arbeit und Leistung gegen aristokratischen Müßiggang, Nüchternheit gegen Rausch und rationale Zeitökonomie gegen feudale Verschwendung (vgl. König 1992, 13). Dieses Programm hat sich auch im bürgerlichen Körperideal des aufrechten Gangs (vgl. Warneken 1990), in den bürgerlichen Körpererziehungsprogrammen seit den Philanthropen (vgl. König 1989, 68ff.) und der Erziehungsphilosophie des Begründers der modernen Olympischen Spiele, Pierre de Coubertin, niedergeschlagen. Die im sportlichen Wettkampf zu erlernende Beherrschung der Begierden und Leidenschaften wird hier als Voraussetzung für beruflichen Erfolg und Macht dargestellt (vgl. Alkemeyer 1996).

Allerdings geht die Funktion des modernen Sports nicht in der Regulierung und Disziplinierung der sinnlich-vitalen Bedürfnisse und Triebwünsche auf. Er ist darüber hinaus ein emotionaler Gegenbezirk zur zweckorientierten Welt des Alltags. Damit verbindet er gegenläufige Bewegungen und Wertesysteme, die beide zu modernen Gesellschaften gehören: asketisch-instrumentelle Körper-Rationalisierung und effiziente Zeitökonomie mit hedonistischem Erleben, Rausch und nutzloser Verausgabung von Lebenskraft; Selbstkontrolle mit körperlicher Gewalt und exzessivem Kampf; die „kalten Skeletthände“ (Max Weber) rationaler Ordnungen mit ihren romantischen Gegenwelten des Ausbruchs (vgl. Klinger 1995); den Mate-

rialismus und Rationalismus der Bourgeoisie mit dem Idealismus, der Expressivität und der Betonung intensiver Erfahrungen gegenkultureller Bohemiens. Sport ist in diesem Sinne auch ein Feld, auf dem Leidenschaften, die im modernen Erwerbsleben keinen Platz haben, in sozial lizenzierter Form erzeugt, kanalisiert und „ausgelebt“ werden (dürfen). Selbst wenn es für Sportveranstaltungen externe Gründe gibt, sind sie doch im Kern auch Selbstzweck: Ziel ist das Zusammensein als solches, oft in möglichst großer Zahl auf einer begrenzten Fläche, so daß eine außergewöhnliche Dichte und Intensität sinnlicher Eindrücke entsteht. Emotionen werden hervorgerufen, verstärkt und synchronisiert. Die Routinen und Konventionen des Alltags, Sitte und Anstand können hier zeitweilig außer Kraft gesetzt werden. Vorhandene Emotionsregeln werden umdefiniert, die Hemmungen und Distanzen des normalen gesellschaftlichen Verkehrs überwunden – der institutionell begrenzte Exzeß als Intensivierung eines „verflachten“ Lebens (vgl. auch Elias/Dunning 1986). Gegenwärtig zeigt insbesondere die Spannungssuche von Wildwasserfahrern, Drachenfliegern, Brandungssurfern oder Extrempinisten die Sehnsucht nach dem Ausbruch aus einer als wenig aufregend und fremdbestimmt empfundenen Gesellschaft ins sportliche Abenteuer an. Sport hat in diesem Sinn ein modern/anti-modernes Doppelgesicht: er läßt typische Grundzüge und ideale Selbstbilder industriekapitalistischer Gesellschaften sinnlich erkennbar werden², aber er ist auch ein Bereich, in dem modernitätskritische Affekte einen Spielraum finden. Nicht zuletzt auf diese Ambivalenz und Ungleichzeitigkeit gründen sich seine Attraktivität und Funktion für moderne Gesellschaften.³

Eine Grundlage für das Verständnis dieser Doppelgesichtigkeit des Sports bieten Überlegungen von Horkheimer und Adorno sowie

Foucault. Nach einer berühmten Formulierung aus der „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno 1969, 246ff.) ist die moderne Geschichte des Körpers von „Haßliebe“ geprägt: Versklavt, verhöhnt und gestoßen sei der Körper „zugleich als das Verbotene, Verdinglichte, Entfremdete begehrt“ worden. Foucault, der sich, wie er selbst sagte, durch eine frühere Auseinandersetzung mit den Philosophen der Frankfurter Schule einige „Irrtümer“ hätte ersparen können (Foucault 1996, 82), hat ähnlich bemerkt, erst die „beharrliche, hartnäckige und gewissenhafte Arbeit“ der „Macht am Körper der Kinder und der Soldaten“ in den „Disziplinärinstitutionen“ des 18. und 19. Jahrhunderts (Fabrik, Schule, Militär usw.) habe „zum Begehren des eigenen Körpers“ geführt: „zum Anspruch auf den eigenen Körper gegenüber der Macht, die Gesundheit gegenüber der Ökonomie und die Lust gegenüber den sittlichen Normen der Sexualität, der Ehe und der Schamhaftigkeit“ (Foucault 1975, 933f.; s.a. Foucault 1976, 106). Diese „Revolte des Körpers“ akzeptiere „die Macht“ jedoch nicht passiv, sondern antworte „mit einer neuen Besetzung (...), die sich nicht mehr in Form einer repressiven Kontrolle, sondern einer stimulierenden Kontrolle darstellt: ‚Zeige dich nackt ... aber sei schlank, schön und gebräunt!‘ Auf jede Bewegung eines der beiden Widersacher antwortet der andere mit einer Bewegung“ (Foucault 1975, 934f.).

Folgt man diesem Gedankengang, dann besteht die Mehrdeutigkeit moderner Körperpolitik darin, daß das Interesse am Körper in dem Maße wächst, wie sich gesellschaftliche oder staatliche Institutionen auf den Körper konzentrieren, um ihn zu beobachten, zu normieren und zu beherrschen. Je mehr über den Körper gesprochen wird, je mehr dieser zum Objekt der Kontrolle gemacht wird, desto mehr Interesse und Aufmerksamkeit wird ihm auch von den Individuen gewidmet, desto wichtiger wird er als ein symbolisches Medium der Selbstdarstellung. Das leidenschaftliche Begehren ist danach die andere Seite seiner Distanzierung, Kontrolle und Sublimierung beispielsweise in einer informatisierten Arbeitswelt. Beide Seiten sind jedoch nicht im Sinne einer bloßen Kompensation verbunden, sondern in der Bewegungsform eines permanenten Kampfes. Dieser führt dazu, daß noch jede Erscheinungs-

weise des „revoltierenden“ Körpers Spuren jener gesellschaftlichen Kontrollen, Formungen und Zensuren trägt, gegen die sie sich richtet. Der Kult eines durch Abwesenheit von Krankheit ausgezeichneten Körpers der Gesundheit, Fitneß, Schönheit, Erotik und Coolness, wie er uns in Werbung, Sport, Popkultur und Alltag begegnet, ist eindrucksvolles Beispiel dafür.

Foucault zufolge ist noch das revoltierende Begehren des Körpers eine Wirkung seiner disziplinierenden Besetzung. Eine in modernen Gesellschaften neben der Popkultur zentrale Ausdrucksmöglichkeit dieses Begehrens bietet der Sport. Als institutionell gerahmte, räumlich begrenzte, kontrollierte und reglementierte Praxisform bildet dieser seit dem 18. Jahrhundert einen Kompromiß zwischen modernen Rationalisierungsbestrebungen und romantischen Ausbruchssehnsüchten aus.

II. Und heute? Die Sorge um den Körper zwischen Individualisierung und Selbstnormalisierung

Seit Ende der 1970er Jahre sind in der körpertheoretischen Diskussion immer wieder zwei einander ergänzende Bilder bemüht worden: das apokalyptische Bild vom „Schweigen des Körpers“ und dem „Schwinden der Sinne“ (Kamper/Wulf 1984) einerseits und die Metapher einer „Wiederkehr des Körpers“ (Kamper/Wulf 1982) andererseits. Aber welcher Körper soll da eigentlich zunächst zum Schweigen gebracht worden sein, um dann angeblich wiederzukehren? Folgt man sozial- und kulturwissenschaftlichen Körpertheorien, dann kann es sich dabei nicht um einen „Körper-an-sich“, sondern allein um ein historisch bestimmtes Bild und eine spezifische Erfahrung des Körpers handeln. Eine gängige These besagt, durch Maschinisierung, Automatisierung und Computerisierung der Produktion, durch Telekommunikationsmedien, die Kommunikation auch ohne Körperpräsenz erlauben, schließlich durch Verkehrs- und Transportmittel, die den Körper bewegen, ohne daß sich dieser bewegt, sei der Körper zunehmend aus Zentralbereichen moderner Gesellschaften verdrängt worden.⁴ Diese These ist auf den ersten Blick durchaus plausibel. Doch zeigt sich bei genauerem Hinsehen nicht nur, daß komplementär zu diesen Prozessen eine

ungebremste Hinwendung zum Körper in den sogenannten Freizeitbereichen erfolgt (vgl. Bette 1989). Vielmehr scheint der Körper auch an High-Tech-Arbeitsplätzen beispielsweise der IT-Branche keineswegs überflüssig zu werden, sondern – parallel zur Entwicklung in neuen Sportarten wie Inlineskating oder Gleitschirmfliegen – eine gewissermaßen symbiotische Beziehung mit technischen Arbeits- bzw. Spielgeräten einzugehen. In Wechselwirkung mit der Verfeinerung dieser Geräte werden auch die Sensibilität und praktische Intelligenz des Körpers immer feiner. Der Körper verschwindet nicht, sondern seine Bedeutung verändert sich, ja wächst in bestimmter Hinsicht sogar.⁵

Anders als in den stabilen Dispositiven⁶ der fordistischen Industriegesellschaft (Fabrik, Büro usw.), in denen die Körper in institutionalisierten Formungs-, Prägungs- und Disziplinierungsprozessen einen klar erkennbaren (berufsspezifischen) Habitus ausbilden, ist die postfordistische Gegenwartsgesellschaft in den Bereichen Arbeit, Erziehung und Sozialisation durch einen Rückbau derartiger körperformender Apparate und Vorrichtungen gekennzeichnet. Der Körper gerät damit in einen neuen sozialen Aggregatzustand: Die einst feste und träge Materie, die die Dauerhaftigkeit der in sie eingeschriebenen sozialen Strukturen garantierte, verwandelt sich in eine leichter modellierbare Masse. Seine „Freisetzung“ macht den Körper in einem historisch neuen Ausmaß zum Gegenstand von Selbstgestaltungen.⁷

Dies findet auch in einem explosionsartig wachsenden, warenästhetisch überformten und massenmedial vermittelten Angebot zur Körperformung Ausdruck. Aus Mode und Popkultur bekannte Bilder, Modellierungen und Präsentationsformen des Körpers gehen mit körperverändernden Kulturtechniken aus den Bereichen der Religionen, Körpertherapien (die belegen, daß auch die „Seele“ vom verstärkten Interesse am Körper angesteckt wird), Kosmetik, Ernährung, Hygiene, plastischer Chirurgie und nicht zuletzt dem sich ausfächernden Raum des Sports neuartige Verbindungen ein. Der Pluralität des Angebotsraumes entspricht eine immer größere und differenziertere Nachfrage von Menschen, die sich intensiv um die Veränderung, Verbesserung und Verschönerung ihrer Körper bemühen. Im historischen Vergleich ist die heutige Landschaft der Sport-, Körper- und

Bewegungskulturen enorm differenziert. Während im früher dominanten Vereinssport Werte der Disziplin, Ordnung und Leistung dominierten, legt es die heute zu beobachtende Pluralität der Phänomene nahe, von einer Vielzahl von Gründen für die verschiedenen Weisen der Sorge um den Körper auszugehen. Es scheint plausibel, die Ausdifferenzierung und Diversifizierung von Sportarten, Körperpraktiken, -moden und -diskursen auf Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile zurückzuführen.

Beides sind Termini, die in den Sozialwissenschaften und der interessierten Öffentlichkeit seit längerem zur Beschreibung und Erklärung von Wandlungsprozessen benutzt werden, die zur Auflösung traditionaler Bindungen, Sicherheiten, Lebenslagen, -formen und -verläufe zu führen scheinen. Zwar stellen diese kultursoziologischen Zeitdiagnosen in dem Sinne eine Fortschreibung der pessimistischen Prognosen der Kritischen Theorie dar, daß sie die kulturellen Umbrüche der 1980er und 1990er Jahre als einen Desintegrationsprozeß beschreiben. Jedoch gibt es auch entscheidende Unterschiede in der Bewertung dieser gesellschaftlichen und kulturellen Erosionen, insofern diese in „postmodernen“ Sozialtheorien eher positiv beurteilt werden (vgl. Honneth 1994, 11 ff.): In der Auflösung kultureller Bindekräfte und historisch vorgegebener Sozialformen wird hier weniger ein Verlust als die Chance gesehen, zu einer spielerischen Entfaltung von individuellen Besonderheiten und „Differenz“ zu gelangen. Herausgelöst aus Klassenlagen, von Normen befreit und kultureller Gewißheiten beraubt, seien die Menschen nicht mehr gezwungen, Übersichtlichkeit, Normalität und Eindeutigkeit herzustellen, sondern würden lernen, mit Zwei- und Vieldeutigkeiten zu leben, zu spielen und ihre individuellen Freiräume zu erweitern. Dieser Prozeß ist freilich auch nach Ansicht der Individualisierungstheoretiker ambivalent: Den Individuen sei es nicht nur gestattet, sondern auch auferlegt, zu „Kapitänen ihrer Lebensläufe“ (Beck) zu werden. Sie hätten die Möglichkeit, seien aber auch gezwungen, sich zwischen vielfältigen Optionen zu entscheiden und ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Wie Nomaden würden sie zwischen heterogenen Praxisfeldern und Moden hin und her vagabundieren, weil makrostrukturelle Vorgaben wie

Klassenzugehörigkeit, Geschlecht oder Herkunft ihren bestimmenden Einfluß auf die Biographie verloren hätten.⁸

Die heutige Sportlandschaft scheint diese Individualisierungsthese empirisch so klar wie kaum ein anderer gesellschaftlicher Bereich zu bestätigen. Auf ihrer Oberfläche ist sie so viestaltig und farbenfroh wie nie zuvor. Typisch sei überdies, daß die Zahl der Personen größer werde, „die im Sinne frei flottierender Bindungsfähigkeit zwischen verschiedenen Körperbetätigungen hin und her wechseln“ (Bette 1993, 44), sich also wie ein Bricoleur ihre besondere Sportbiographie zusammenstellten: „montags Tai Chi, dienstags Jogging im Wald, mittwochs Fußball und am Wochenende Bauchtanz in der Männergruppe“ (ebd.).

Tatsächlich scheinen die Menschen in der Wahl ihrer (Freizeit-)Betätigungen, Lebensstile und Lebensformen heute kaum mehr so eingengt wie noch vor zwanzig oder dreißig Jahren. Es ist erlaubt, in Turnschuhen ins Theater zu gehen oder mit kulturellen Mustern von Männlichkeit und Weiblichkeit zu spielen. Deutlich ist in den Selbstinszenierungen der Menschen der Wille zu spüren, Besonderheit zu kommunizieren. Mit althergebrachten Standards wird gebrochen, um sich von den anderen zu unterscheiden, Exzellenz zu beweisen, zu provozieren oder zu schockieren. Zwar mögen solche distinktiven Selbstdarstellungspraxen durchaus auf neu erlangte Freiheitsspielräume oder den Reiz zurückzuführen sein, sich nicht auf Normen und dauerhafte Bindungen festzulegen (so Bette 1993, 44). Sie wären allerdings auch daraufhin zu befragen, ob sie nicht auch dann durch soziale Zumutungen motiviert sind, wenn dies von den Akteuren so nicht wahrgenommen und explizit in Interviews gesagt wird, weil es dem eigenen Selbstbild widerspricht.⁹

Im Hintergrund vieler Selbstinszenierungen scheint nicht zuletzt die „neoliberale Utopie“ der Durchsetzung eines „reinen und vollkommenen Marktes“ (Bourdieu 1998, 110) wirksam zu sein, die kollektive Strukturen in Frage stellt und auf die Beseitigung intersubjektiv erlebbarer Gemeinschaftsbezüge abzielt. Gemeinsam verschärfen ökonomische, technologische und politische Diskurse und Entwicklungen die Konkurrenzkämpfe der Akteure bis in die sogenannte Freizeitsphäre hinein. „Indivi-

dualisierungen“ der Beschäftigungsverhältnisse, „Verschlankungen“ der Produktion und des Staates, Abbau von Sozialleistungen, die strukturelle Gewalt drohender Arbeitslosigkeit bis in die prekarierten Mittelschichten hinein usw. führen nicht nur im Bereich der Führungskräfte zur Schwächung kollektiver Solidaritäten. Rascher technologischer Wandel läßt Bildungszertifikate, traditionelles Berufswissen und andere Fachkenntnisse schnell veralten und schafft Ungleichheiten zwischen jenen (Institutionen, Firmen oder Einzelpersonen), die mitkommen, und denjenigen, die ins Hintertreffen geraten. Es wird unabdingbar, neue Chancen zu suchen und zu nutzen, sich nicht auf alte Besitzstände zu verlassen, neue Qualifikationen auf dem Niveau neuer Produktionstechnologien zu erlangen. Hinzu kommt die vor allem von den visuellen Massenmedien inszenierte Durchsetzung einer „Art von moralischem Darwinismus, der mit dem Kult des *winner* (...) den Kampf eines jeden gegen jeden ins Recht setzt“ (ebd., 116). All dies treibt die einzelnen dazu an, ihre Einzigartigkeit beständig dar- und damit unter Beweis zu stellen.

In Gesellschaften, die u.a. durch eine fortschreitende Ausbreitung hochtechnologischer erzeugter visueller Repräsentationen gekennzeichnet sind, hat sich offenbar neben der vertrauten Ökonomie des Geldes noch eine andere, mit ihr zusammenhängende „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (Franck 1998) entwickelt. Sie forciert einen Kampf um Sichtbarkeit, ohne die Selbstgewißheit und Selbstwertgefühl in einer visuell dominierten Kultur nicht zu erlangen sind (vgl. auch Alkemeyer 2001).

Vor dem Hintergrund einer Durchsetzung der neoliberalen Utopie bis in die populäre Kultur hinein („Deutschland sucht den Superstar“) wird den Menschen eine neue individualistische Moral und Leistungsfähigkeit abverlangt. An Personen nicht nur aus den Führungsetagen der Wirtschaftsunternehmen ergeht die Aufforderung, ihrer Existenz eine unternehmerische Form zu geben („Ich-AG“). Das den neoliberalen Umbau der Gesellschaft abstützende Leitbild vom unternehmerischen Selbst¹⁰ scheint politische und öffentliche Diskursohheit zu erlangen. In eins damit sollen die einzelnen ihre Selbststeuerungskapazitäten „optimieren“ und ihre Beziehungen zu sich selbst verändern (vgl. auch Lemke 1997, 256). Im Rahmen nach-tay-

loristischer Betriebsstrategien, die die Standardisierung der Tätigkeiten und Arbeitsverhältnisse ablösen, werden von den Beschäftigten neue Fähigkeiten zur reflexiven Handlungsstrukturierung verlangt (vgl. auch Voß 1991; 1998; sowie Voß/Pongratz 1998). Die Vorsilbe „Selbst-“ wird zum wichtigsten Postulat an eine neue Grundform der Arbeitskraft, ja der gesamten Lebensführung: Selbststeuerung, Selbstorganisation, Selbstverantwortung, Selbstökonomisierung, Selbstintegration usw., dies alles in Verbindung mit einer aktiven Vermarktung des Selbst durch performative Strategien der Selbstdarstellung.¹¹

Im Zusammenhang damit avanciert „Fitneß“ als die Fähigkeit, sich durchzusetzen, dem Stress Paroli zu bieten und flexibel auf immer neue Anforderungen zu reagieren, zu einem Leitwert und Artikulator disparater gesellschaftlicher Bereiche, vom Sport bis zur Wirtschaft. „Fitneß“ ist gerade dann gefragt, wenn aufgrund des Abbaus von Sicherheiten Unsicherheit um sich greift. Die in „postmodernen“ Sozialtheorien vorwiegend als emanzipatorisch bewertete Individualisierung, Pluralisierung und Flexibilisierung von Biographien, Identitäten und Lebensstilen scheint den Ansprüchen der neoliberalen Utopie geradezu mustergültig entgegenzukommen

Angesichts der Erosion überkommener soziokultureller Milieus, des Übergangs zu einer hochtechnologischen elektronischen Produktionsweise, der ungleichen Verteilung und Individualisierung von Lebens-, Entwicklungs-, Bildungs- und Beschäftigungschancen (die die Karrieremöglichkeiten für die einen tatsächlich vergrößern, während sie diejenigen anderer Gesellschaftsmitglieder drastisch minimiert) usw. werden weite Teile der Gesellschaft alter Sicherheiten beraubt. War in früheren Zeiten die Philosophie ein Führer für die Verwirrten, so suchen viele Menschen heute eine Antwort auf die große Frage „Wie sollen wir leben?“ in einer Flut von Ratgeberliteratur zu Selbsthilfe, Fitneß, Körperformung und Populärpsychologie. Diese auf unterschiedliche Adressaten zugeschnittene Selbsthilfeliteratur dient der unaufhörlichen Aktualisierung individuellen Orientierungswissens (vgl. Shusterman 1994, 244; Schulze 1994, 98). Ihre Verbreitung deutet im Umkehrschluß auf das Verlangen nach Rezepten zur Selbstbehandlung hin, das in dem

Maße größer wird, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zu kalkulieren sind. Implizit allgegenwärtige Parameter vieler Ratgeberbroschüren und eines entsprechenden Dienstleistungssektors sind beruflicher und erotischer Erfolg: Es geht um Qualifizierungen im Hinblick auf die als schicksalhaft empfundenen Märkte der Arbeit und der Erotik.

In den Tips der Ratgebermedien und -institutionen ist ein deutlicher Wiederhall auf die Sorgen von privatisierten einzelnen im Wettbewerb um knappe Chancen zu vernehmen. Neben Psychotechniken versprechen vor allem körperbezogene Selbsttechniken, mit der antagonistischen Leistungsfähigkeit auch das Selbstbewußtsein zu erhöhen. Seit den 1980er Jahren boomt ein Markt an Broschüren, Büchern, Lifestyle-Magazinen und Special-Interest-Zeitschriften, wie beispielsweise „Men's Health“ oder „Fit for Fun“, in denen die Hinwendung zum eigenen Körper als verlässliches Mittel der (Erfolgs-)Orientierung dargestellt wird. Erforderte die Durchsetzung der fordistischen Gesellschaftsformation im 19. Jahrhundert noch die Einpassung der Körper in die industriekapitalistischen Produktions- und Verwaltungsapparate mittels klarer Regelungs- und Disziplinierungstechniken, so ändert sich im Zuge des postfordistischen Umbaus der Gesellschaft auch die politische Ökonomie der Körper. Mit der Konjunktur der Vorsilbe „Selbst-“ wächst die ökonomische und existentielle Relevanz aller auf Selbstformung, Selbstveränderung und Selbstverbesserung ausgerichteten Körperpraktiken. Die „Verschlankung“ des Staates und der Produktion hat einen Resonanzboden in der selbsttätigen Verschlankung der Körper. Die einschlägigen Massenmedien liefern die Vor- und Leitbilder.

Durch alle Pluralität der Körperpraktiken des Freizeitsports und der populären Kultur schimmert der Leitwert ständiger Aktivität und Bewegung hindurch. Wie ruht, gilt als faul. Eine Vielzahl körperlicher Praxen ist mit dem Wunsch verbunden, jung, schlank, gesund und schön zu bleiben oder zu werden. Dabei handelt es sich nicht zuletzt um naturalisierende Chiffren für soziale Werte, die in der Konkurrenz- und Erfolgsgesellschaft hohes Prestige genießen. Unerkannt durchzieht mit „Fitneß“ eine Kategorie unseren Alltag, die Anklänge an das sozialdarwinistische *survival of the fittest* ent-

hält (vgl. Haug 1987, 129), d.h. an eine Ideologie, welche die gesellschaftlichen Konkurrenzen im Horizont einer unwandelbaren Natur spiegelt, um das zurückgeworfene Spiegelbild als Beleg für ihre Natürlichkeit und damit Unwandelbarkeit zu lesen. Fitneß bedeutet Anpassungsfähigkeit. Die Praktiken des Fitneßsports sind so auch als Formen der körperlich vollzogenen Einpassung der Subjekte in die „neoliberale“ Gesellschaft zu begreifen.

Zwar hat Shusterman (1994) behauptet, in der heutigen Kultur seien jene Körperpraktiken eine wachsende Größe, die auf Körper- und Selbsterfahrung als Wege zu einer emotional und kognitiv reicheren Lebensweise ausgerichtet sind, nicht jedoch auf äußere Darstellung (seine Beispiele sind Alexander-Technik, Bioenergetik und Feldenkrais-Methode); allerdings klingt dies eher nach Auffassungen alternativer Milieus der therapiewütigen 1970er Jahre als nach aktuellen Präferenzen. In der heutigen Kultur scheint dagegen die Fähigkeit, sein Leben visuell unter Kontrolle zu halten, zur vorrangigen Aufgabe und hegemonialen Haltung geworden zu sein. Nicht die unsichtbare Seele garantiert hier die imaginäre Einheit des Subjekts, sondern der sichtbare, um jeden Preis intakt zu haltende Körper.

Spätestens seit dem 18. Jahrhundert gilt der Körper als unverfälschter Ausdruck der inneren Eigenschaften der Person. Als „Bühne der Personen-Identität“ (Gebauer 1982, 318) dient er der Vergegenwärtigung (angeblich vorhandener) innerer Tugenden für den Blick der anderen wie auch für sich selbst. Gegenwärtig wird das Aussehen des Körpers auf neue, spektakuläre Weise als ästhetisches (Gebrauchswert-) Versprechen für Leistungsbereitschaft, Belastbarkeit, Flexibilität, jugendlichen Elan, Optimismus und ähnliches in Anspruch genommen. Am gestylten und trainierten Körper werden die Fähigkeiten und die Bereitschaft zu ständiger Aktivität, Selbstkontrolle und Anpassungsfähigkeit dargestellt und performativ beglaubigt. Abgetrennt von den sogenannten Ernstbereichen des Lebens, die ihren Erwerb erforderlich machen, dienen große Teile des „Freizeit“-Sports dazu, Modelle eines unternehmerischen Selbst zu präsentieren, dessen „Fitneß“ darin besteht, sich in Permanenz neu zu erfinden und flexibel auf Unsicherheit und Überraschungen zu reagieren (vgl. auch Bau-

man 1995). In den körperlichen Praxen der „Autoformation“ (Foucault 1985, 10) beglaubigen die Akteure nicht nur den anderen, sondern auch sich selbst ihr Unternehmertum, das – nach der bekannten Formulierung Schumpeters – nicht zuletzt durch die Fähigkeit zur „produktiven Zerstörung“ gekennzeichnet ist. Selbst gegenkulturelle Unangepaßtheit kann, wie an Sport und Popkultur erkennbar ist, als Input für die Selbstvermarktung genutzt werden. Konnte der traditionelle, organisierte Wettkampfsport noch durch seine Selbstzweckhaftigkeit reüssieren, die ihm quasi wesensmäßig zugesprochen wurde, so scheinen die Körpermodellierungen des heutigen „Freizeitsports“ diese Zweckfreiheit aufgrund ihrer wachsenden Bedeutung für die „Ernstbereiche“ des Lebens zu verlieren. Sie tragen auch dazu bei, im Raum des „Spiels“ unternehmerische Körper- und Selbstgestaltungen als hegemoniale Formen zu etablieren.

Können die Praktiken der Modellierung und Mobilisierung des eigenen Körpers auf der einen Seite aus der Notwendigkeit zur Selbstverarbeitung gesellschaftlicher Problemlagen angesichts abnehmender solidarischer Verarbeitungsformen erklärt werden, so gewinnen sie ihre Attraktivität auf der anderen Seite aus ihrer Kraft zur Vergewisserung der eigenen unternehmerischen Potenz. Sie beglaubigen die moderne Idee der Autonomie des Subjekts und den Mythos der freien Gestaltung des Selbst¹², der im Bild des genialen Künstlers seine historisch prägnanteste Gestalt angenommen hat. In der Formung und Umformung des eigenen Körpers können sich die einzelnen ihr Selbstbild als Schöpfer oder Künstler der eigenen Existenz bestätigen: imaginäre Selbstbestimmung unter den Bedingungen sozialstruktureller Bedingtheit.

Im Ergebnis unterwandern die Fitneß-Praktiken der Selbstmodellierung gesellschaftliche Erwartungen und Strukturen nicht, sondern tragen zu deren Affirmation bereits dadurch bei, daß sie diese lebendig werden lassen und ihnen eine sinnlich erkennbare Gestalt verleihen. Indem die einzelnen unermüdlich an sich arbeiten, um ihre Erfolgchancen auf den Märkten der Arbeit und der Erotik zu erhöhen und zugleich sinnliche Erfahrungen der eigenen Stärke zu machen, tragen sie selbsttätig (und vielleicht auch selbstschädigend) zur Reprodukti-

on eben jener Sozialverhältnisse bei, die sie zur ständigen Konkurrenz antreiben. Im Glauben an die Möglichkeiten der Selbstbestimmung werden sie nicht nur durch Werbung, Medien und Politik bestärkt, sondern auch durch die in der Öffentlichkeit zirkulierende These einer Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile vom Typ „anything goes“.

Zwar gibt sich unsere Kultur ausgesprochen individualistisch, aber sie neutralisiert das Individuelle doch in einem allgegenwärtigen Normalisierungsapparat, der den persönlichen Geschmack und die Werte prägt. Alle Versuche, sich von den anderen zu unterscheiden, münden in dem Ergebnis, wieder Konformist irgendeines (Non-)Konformismus zu sein.¹³ Gerade der (Medien-)Sport ist ein phantastisches System der (Selbst-)Normalisierung. Er wirkt durch das Konzept der Normalität, das seine Bilder ausbreiten. Wie die Popkultur, so bietet auch der Sport Ikone und Vorbilder, die über einprägsame Posen Originalität, überragende Leistungsfähigkeit und erotische Ausstrahlung simulieren. Diese medial inszenierten Wunsch- und Möglichkeitsbilder des Menschen, die zu Identifikation und Nachahmung einladen, weil sie repräsentieren, was die wirklichen Menschen selber gerne hätten oder wären, breiten sich mimetisch aus: Durch mimetische Anähnung (Gebauer/Wulf 1998) können die einzelnen in die imaginären Räume eintreten, die die „Rollenmodelle“ umgeben, und an deren künstlichem Charisma partizipieren.

III. Tüchtige und untüchtige Körper

Der (Medien-)Sport versorgt eine danach verlangende Öffentlichkeit mit zahlreichen Bildern von körperlicher Leistungsfähigkeit, Erotik und Heldentum. Er bedient ein augenscheinlich immer noch wachsendes gesellschaftliches Bedürfnis nach der dauernden kommunikativen Anwesenheit einer „positiven“, d.h. nicht nur über das Problem von Krankheit definierten Körperlichkeit. Indem er den tüchtigen, unverehrten, schönen und gesunden Körper zelebriert, richtet er sich – auch ohne dies ausdrücklich zu wollen – gegen die untüchtigen Körper. Wenn der „vollkommene“ Körper in Sport und Popkultur (die sich im Kontrast zur Inszenierung des schlaffen und schlurfigen (Kiffer-)Kör-

pers der 1960er und 1970er Jahre selbst zu einer sportlichen Disziplin mit harten körperlichen Trainingsprogrammen und Ausscheidungswettkämpfen gewandelt hat) so penetrant gefeiert wird, wie es seit Jahren zu beobachten ist, dann wächst die Neigung zur Abwertung der anderen, abweichenden Körper. Altbekannte gesellschaftliche Phantasmen und Diskurse, in denen mehr oder minder offen die Kosten thematisiert werden, die von den angeblich ungesund Lebenden verursacht werden, drohen erneut aufzukommen. Wenn etwa Krankenkassen öffentlich darüber rasonieren, Übergewichtige und Raucher stärker zur Kasse zu bitten, wenn der soziale Status von körperlicher Attraktivität beeinflusst wird (vgl. Koppetsch 2000) und wenn damit die Neigung zum „Klassenrassismus“ (Bourdieu 1993, 292), d.h. dazu wächst, Oben und Unten im sozialen Raum in den Eigenschaften des Körpers zu begründen, dann belegt dies, daß es in Fragen der körperbezogenen Lebensführung und der Körpermoden keineswegs nur um die Selbstverwirklichung erlebnishungriger Individualisten geht, sondern auch um die gesellschaftliche Zumutung, seinem Leben eine bestimmte Form zu geben und die Fähigkeit dazu am eigenen Leib unter Beweis zu stellen.

IV. Habitus, Lebensstil und Sportinteresse

Eine entscheidende Frage an die Vertreter der neuen Individualisierungsthese lautet: Kann tatsächlich von einer Pluralisierung der Lebensformen und einem Zugewinn an Optionsspielräumen für alle Menschen in den westlichen Industrienationen die Rede sein, oder trifft dies lediglich für die Angehörigen bestimmter Klassen(-fraktionen) bzw. sozialer Milieus zu?

Skeptisch bezüglich des Individualisierungstheorems machen beispielsweise die empirisch erhärteten Befunde der Lebensverlaufsstudie des Berliner Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung aus den 1990er Jahren. Diese belegen, so das Resümee von Uta Meier (1994), daß a) der Einfluß der Klassenstruktur keineswegs verschwindet, sondern nach wie vor als eine zentrale Steuerungsinstanz für Beschäftigungsverläufe und Lebenschancen anzusehen ist; b) die erreichten Schulabschlüsse noch im-

mer entscheidend durch Klassenzugehörigkeit und Bildungsniveau der Herkunftsfamilie bestimmt werden (s. auch die PISA-Studie); schließlich c) die lokale Immobilität im untersuchten Zeitraum sogar zugenommen hat, also keineswegs beim Wechsel des Berufs häufiger als in früheren Zeiten Wanderungen vorgenommen werden. Dies läßt auch die These, die modernen Individuen würden frei durch neue Möglichkeitsräume flottieren und lediglich als vereinzelte Sozialmonaden flüchtige Verbindungen jenseits stabiler gesellschaftlicher Großgruppen eingehen, problematisch erscheinen. Nach wie vor scheinen individuelle Lebensführungsstile als relativ stabile Muster der Alltagsorganisation durch grundlegende gesellschaftliche Strukturvorgaben sowie neue Ungleichheiten wie Klasse, Geschlecht oder Ethnizität beeinflusst zu werden, mithin an Lebenslagen und verfügbare (ökonomische, kulturelle, soziale) Ressourcen gebunden zu sein.

Selbst wenn es zutrifft, daß Sporttreibende heute mehr als in der Vergangenheit verschiedene Sportarten miteinander kombinieren, bliebe die Frage, ob der jeweiligen Kombination nicht eine bestimmbar soziale Logik zugrunde liegt. Dafür spricht bereits der Alltagsverstand. Die Wahrscheinlichkeit, daß beispielsweise Jogging, Tennis und Skilaufen miteinander kombiniert werden, ist weitaus größer als die Kombination von Golf und Boxen. Im Zusammenhang der neueren Individualisierungskonzepte wird die Wahl eines bestimmten Lebensstils und – damit verbunden – bestimmter Sportarten mit individuellen Interessen, Neigungen und Vorlieben erklärt. Wie aber kommen diese zustande?

Eine überzeugende Antwort auf diese Frage gibt die Soziologie Pierre Bourdieus. Präferenzen für Aktivitäten und Lebensstile verweisen danach auf die Erzeugungsprinzipien des Habitus¹⁴, der in der Sozialisation erworben wird.¹⁵ Den Habitus kann man sich ebensowenig ausuchen wie die Muttersprache. Er resultiert aus der praktischen Einverleibung von gesellschaftlichen Strukturen, klassenspezifischen Existenzweisen oder kulturellen Mustern von Geschlecht, so daß der Körper selbst zu einer grundlegenden Existenzweise von Gesellschaft und Geschichte wird und deshalb auch nicht als beliebiger Zeichengeber eingesetzt werden kann. Der Begriff des Habitus bezeichnet einen

Komplex inkorporierter Schemata der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens, Bewertens, Sprechens und Handelns, welche die expressiven, verbalen und praktischen Äußerungen der Menschen strukturieren. Diese weisen damit stets über den einzelnen auf den Zustand der Klasse oder des Milieus hinaus, wozu dieser gehört. Bourdieu (1993, 281) zufolge sind Lebensstile „systematische Produkte des Habitus“. Als generierte Struktur generiert der Habitus seinerseits einen systematischen Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen, typischen Geschmackspräferenzen und Praktiken. Deren stilistische Redundanz erlaubt es dem Soziologen, aber auch dem eingeübten praktischen Wahrnehmungssinn (*sens pratique*) der Akteure, von symbolischen Manifestationen wie Körperhaltung, Bekleidung, Eßgewohnheiten oder Sportaktivitäten auf ihre objektiv-materielle Grundlage zu schließen, also in der stilistischen Homogenität der Praktiken die Homogenität der Lebensbedingungen zu erkennen. In modernen Gesellschaften wird die Verwurzelung der grundlegenden sozialen Strukturen in den Erfahrungen und Wahrnehmungen des Körpers beispielsweise in den Strategien des kulturellen Konsums erkennbar. Im Sport zeigt sich das habituelle Verhältnis zum eigenen Körper – und das heißt auch: die Verkörperung von Machtbeziehungen – besonders deutlich, z.B. im Gegensatz zwischen Rugby, bei dem der gesamte Körper in seiner ganzen Kraft eingesetzt wird, und Golf mit seinem zurückhaltenden, distinguierten und formalisierten Körpereinsatz (vgl. dazu Bourdieu 1993, 339ff.; Schwingel 1993, 67).

Soziale Differenzen werden danach auch im relativ autonomen Feld des Sports im Gebrauch und in den Inszenierungen des Körpers ausgedrückt und erzeugt. Über ihr Sportengagement repräsentieren die überwiegend aus den Mittelklassen stammenden verschiedenen gesellschaftlichen Milieus ihr jeweiliges Körperverständnis und -verhältnis und verschaffen sich dadurch zugleich eine erkennbare soziale Gestalt¹⁶: die Repräsentation ist für das Repräsentierte mit konstitutiv. Kleidung, Ernährung, die Kultivierung des Körpers durch Übungen, die Ausübung bestimmter Sportarten, all dies gehört zu einem *Theater der Distinktionen*, auf dessen Bühne sich die unterschiedlichen Milieus sinnfällig voneinander abgrenzen, um so

zugleich ihren inneren Zusammenhalt herzustellen oder zu bekräftigen. Dabei besteht die Wirkungsweise des Distinktionssystems darin, diejenigen zu begünstigen, die den Geschmacksnormen und Werten der dominierenden gesellschaftlichen Milieus zu entsprechen in der Lage sind. Wer dies nicht kann oder willentlich hegemoniale Verhaltens-, Schönheits- und Hygieneregeln verletzt, wie einst die Punks mit ihren Inszenierungen des eigenen Körpers als „Unrat“ und „Müll“, trägt selbsttätig zur Reproduktion der eigenen untergeordneten Stellung in der Gesellschaft bei. Gerade am Sport zeigt sich so deutlich wie in kaum einem anderen gesellschaftlichen Bereich, daß trotz aller Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile weiterhin Unterschiede zwischen legitimen und illegitimen, hoch und weniger hoch bewerteten Weisen von Körperverhalten und Körperdarstellung existieren.¹⁷ So realisiert die körperliche Präsentation von Einzigartigkeit und Exzellenz beispielsweise im Extrem- und Abenteuersport offenbar ein Bestreben der Abgrenzung (klein-)bürgerlicher Milieus von der „Masse“, vom Konformen, Durchschnittlichen und Vulgären. Gerade in diesem außerordentlich prekären Bereich des sozialen Raums scheinen die Distinktionsbestrebungen besonders stark ausgeprägt zu sein und zahlreiche Abgrenzungsaktivitäten auszulösen.

Inwieweit Individualisierungstendenzen eine Revision oder Neufassung des Bourdieuschen Habituskonzepts erforderlich machen, wäre empirisch zu entscheiden. Nur empirische Untersuchungen können darüber aufklären, ob und in welchem Umfang es zu Entkoppelungen von sozialen Lagen und Lebensstilen kommt und inwieweit die sozialen Akteure in ihrer Praxis „alltagsästhetische Schemata“ (Schulze 1993)¹⁸ aus unterschiedlichen Handlungszusammenhängen (Feldern) miteinander kombinieren, ohne daß in dieser Kombination noch eine klare Kohärenz, stilistische Redundanz oder „habituelle Harmonie“ (Ebrecht 2002, 236) zu erkennen wären. Tatsächlich scheint die moderne Gesellschaft aufgrund der Komplexität ihrer Strukturen und ihres hohen Grades an sozialer Differenzierung zunehmend „Sprengsätze im Habitus der Subjekte“ (Krais 1993, 220) anzulegen. Sie zwingt Individuen zunehmend dazu, sich zu Subjekten disparater sozialer Felder zu machen, so daß sie sich – in unterschied-

lichem Ausmaß – mit konfligierenden Ordnungsvorstellungen und Verhaltenserwartungen konfrontiert sehen und die Selbstverständlichkeit ihrer Praxen infolgedessen immer wieder ein Stück in Frage gestellt wird. Die Subjekte wären dann immer weniger „Träger eines kohärenten Dispositionssystems“ (Ebrecht 2002, 237), vielmehr würden sich die Wissens- und Verhaltensordnungen unterschiedlicher Felder und „sozialer Kreise“ (Simmel) in ihren habituellen, körperlich-mentalenen Strukturen kreuzen. Mit dieser Auflösung eines kohärenten Dispositionssystems stiege womöglich die Wahrscheinlichkeit kreativer Erneuerung und des Gebrauchs von Bricolage-Techniken.

Untersuchungen wie z.B. die von Vester et al. (2001) legen allerdings nahe, daß auch die Modernisierungsprozesse der letzten Jahrzehnte soziale Ungleichheiten nicht haben verschwinden lassen, sondern diese zum Teil gar noch verschärft worden sind. Danach sind *partielle* Entkoppelungen von sozialer Lage und Lebensstilen zwar möglich, gleichwohl blieben die Grundmuster der Habitus von Ober-, Mittel- und ‚Volksklassen‘ noch deutlich in distinkten „Wert- und Geschmackspräferenzen“ erkennbar (vgl. auch Vester 1994, 139). Horizontale Pluralisierungsprozesse müssen deshalb nicht geleugnet werden, Stratifizierung und Pluralisierung schließen einander nicht aus. Letztere ist in unterschiedlichem Ausmaß auf allen Stufen der Gesellschaft zu beobachten. Der von Vester et al. (2001) benutzte Begriff „pluralisierte Klassengesellschaft“ soll genau dies zum Ausdruck bringen.

Zudem wäre zu klären, unter welchen Bedingungen die Ordnungen, Erwartungen, Symboliken und Ästhetiken unterschiedlicher Felder überhaupt in ein Konkurrenzverhältnis geraten und von gesellschaftlichen Akteuren „frei“ kombiniert werden können. Aus der Perspektive Bourdieus ist auch kultureller Wandel nur in Verbindung mit der Frage nach Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu erklären. Ob soziale Akteure also überhaupt als ‚Bastler‘ eines eigenen Lebensführungsstils aus disparaten alltagsästhetischen Schemata und damit als „kulturelle Innovateure“ in Frage kommen, hängt nach Bourdieu sowohl „von ihrer jeweiligen Kapitalausstattung“ und damit verbunden ihren habituellen Dispositionen, wie auch „von den verborgenen Mechanismen der Macht, den

Strukturen und Spielregeln der sozialen Felder ab“ (Ebrecht 2002, 239), auf denen sie handeln.

V. Zur Konjunktur des Erlebnisses

Neben der These einer Individualisierung ist in den vergangenen Jahren auch die These einer Ästhetisierung der Lebenswelt als Zeichen eines allgemeinen Epochenwandels angeführt worden. Sie besagt, daß sich die Subjekte in den reichen „postindustriellen“ Nationen nicht mehr primär zweckorientiert, sondern ästhetisch auf ihren Alltag beziehen, d.h. ihre Lebensvollzüge unterschiedlich stilisieren; so jedenfalls Gerhard Schulze in seinem Buch über die „Erlebnisgesellschaft“ (1993). Schulze versucht darin, diese These auch empirisch zu untermauern. In Übereinstimmung mit der Individualisierungsthese geht er dabei erstens von der Behauptung aus, in postindustriellen Gesellschaften hätten soziale und regionale Herkunftswelten ihre verhaltensnormierende und orientierende Kraft eingebüßt. Zweitens legt er die ökonomische Annahme zugrunde, mit dem Anwachsen der Einkommen und der damit erreichten Überwindung klassenspezifischer Notlagen hätten sich die Handlungs- und Optionspielräume für die einzelnen derart erweitert, daß sie das Leben nach eigenen Neigungen und Vorlieben (stilistisch) gestalten könnten. Im Unterschied zum *homo oeconomicus* vergangener Zeiten käme es dem heutigen Erlebnis-subjekt nicht mehr so sehr auf das Erreichen äußerer Erfolge an, sondern auf die Steigerung innerer Erlebnisse (vgl. auch Honneth 1994, 29ff.). Statt von außen durch die Situation determiniert zu werden und dem Grundsatz der Zweckrationalität zu folgen, trete der Akzent des Wählens und der „Selbstfestlegung in Möglichkeitsräumen“ (Schulze 1993, 209) in den Vordergrund. Außenorientierung werde durch Innenorientierung ersetzt; das Alltagsbewußtsein folge nicht länger dem Grundsatz der Zweck-, sondern der Erlebnisrationalität. Statt der äußeren Situation unterworfen zu sein, arrangierten sich die modernen Subjekte die Situation so, daß sie ihnen angenehme Erlebnisse – „möglichst gute innere Wirkungen“ (ebd., 409) – verspricht; freilich ein vages Versprechen, das immer wieder Gefahr laufe, enttäuscht

zu werden (vgl. Schulze 1993, 49ff.; 1994, 108ff.). Dabei seien Gruppen- bzw. Gemeinschaftsbildungen keineswegs ausgeschlossen, hätten jedoch eine gegenüber vergangenen Epochen andere Form. An die Stelle hierarchisch angeordneter Klassen seien mehr oder minder gleichwertige Milieus getreten, die sich am selben Typ von Erlebnissen orientierten und deren kommunikativer Herstellung dienten.

Trotz einiger Nähe zu Bourdieu, mit dem Schulze das Interesse für alltagsästhetische Distinktionen teilt, liegt doch ein entscheidender Unterschied darin, daß laut Schulze nicht die Stellung im sozialen Raum einer Gesellschaft über die Zugehörigkeit eines Individuums zu einem Milieu bzw. einer „Wahlverwandtschaft des Geschmacks“ (Bourdieu 1993, 373ff.) entscheidet, sondern vornehmlich die Orientierung am selben Typ von Erlebnissen. Schulze sieht also den von Bourdieu behaupteten Zusammenhang zwischen sozialräumlicher Position, Habitus und Lebensstil aufgelöst. Allein Bildung und Lebensalter bleiben als den Lebensstil bedingende Faktoren übrig (vgl. Schulze 1993, 23; Honneth 1994, 29ff.).¹⁹

Genauere empirische Untersuchungen müßten zeigen, ob sich Erlebnisorientierung und Selbststilisierung bestimmten Milieus oder Klassenfraktionen zuordnen lassen, oder ob sie sich durch alle Schichten hindurchziehen. Schulzes Befund, statt auf äußeren Erfolg würde sich der moderne Mensch primär auf sein inneres psycho-physisches Erleben konzentrieren, trifft für die Praktiken besonderer Milieus zweifellos zu; z.B. für Natur-, Extrem- und Abenteuersportler, die sich sowohl vom Wettkampf- wie auch vom mehr oder weniger rationell betriebenen Gesundheits- und Fitneßsport abgrenzen, aber auch für Gruppen marginalisierter Jugendlicher, die Gewaltbereitschaft in ihren Lebensstil integrieren. Insbesondere für diese wäre Erlebnisorientierung jedoch gerade kein Überflußphänomen, sondern könnte eine „Reaktionsform auf soziale Krisensituationen“ (Funke 1997, 326; vgl. auch Alheit 1994), d.h. eine Knappheitserscheinung sein.

Fraglich ist in jedem Fall, ob Schulze nicht allzu rasch von Einzelphänomenen und Teilperspektiven (etwa eines aufstiegsorientierten Kleinbürgertums) auf das gesellschaftliche Ganze schließt und so darüber hinweggeht, daß die Möglichkeiten zur Stilisierung der eigenen

Existenz nach wie vor ungleich verteilt sind. Bereits Honneth (1994, 37) hat entsprechend kritisiert, Schulze habe eine Reihe von empirischen Phänomenen nicht berücksichtigt, die für den soziokulturellen Zustand der Bundesrepublik alles andere als marginal seien, nämlich a) jene Schichten, deren gemeinsame Orientierung vorwiegend im entmoralisierten Streben nach ökonomischem Erfolg liegt, b) neue Verelendungstendenzen im Zeichen wachsender Arbeitslosigkeit und kultureller Benachteiligung, sowie c) jene breiten sozialen Schichten, die selbst dann noch in erster Linie mit der Sicherung ihrer ökonomischen Existenz befaßt sind, wenn sie dies in soziologischen Interviews verschweigen. In der Einleitung weist Schulze (1993, 30f.) selbst darauf hin, daß er zudem die in der Bundesrepublik lebenden Ausländer – eine soziologisch ebenfalls nicht unbedeutende gesellschaftliche Gruppe – nicht berücksichtigt habe.²⁰

Die Annahme, die „Überflußgesellschaft“ als die Voraussetzung einer allgemeinen Ästhetisierung der Lebenswelt sei bereits verwirklicht, ist zu pauschal. Große Teile der Bevölkerung sind nach wie vor zuerst mit der Sicherung ihrer ökonomischen Existenz beschäftigt. Empirisch wäre darüber hinaus zu entscheiden, ob die eigene Existenz tatsächlich primär um selbstzweckhafter Erlebnisse willen ästhetisiert wird, oder nicht vielleicht auch deshalb, weil dies Vorteile in den Konkurrenzen um Prestige, Macht und Positionen verspricht. Schließlich wäre das Verhältnis zwischen der Suche nach Erlebnissen und dem Streben nach Erfolg im Einzelfall näher zu beleuchten. Ersetzt die Erlebnisgesellschaft die Arbeitsgesellschaft, oder werden Erlebnisse gesucht, wenn die Arbeit getan ist? Wie steht es um betriebliche Strategien „von oben“, Elemente des Spiels und des Erlebnisses in die Erwerbsarbeit zu integrieren, um deren Effizienz zu erhöhen und die emotionale Bindung der Arbeitenden an den Betrieb zu intensivieren? Oder werden im Rahmen der Arbeitsgesellschaft gesonderte Erlebnisbühnen eingerichtet, auf denen im flüchtigen Spiel Utopien und Ideale (der Selbstbestimmung, eines sinnlich erfüllten Lebens usw.), die in der Arbeitswelt beständig dementiert werden, kurzzeitig Wirklichkeit zu werden scheinen und am eigenen Leib erfahrbar werden? Wäre dem so, dann würden Arbeits- und

Erlebniswelten einander ergänzen. Es wäre dann weniger ein Wandel von der Außen- zur Innenorientierung zu konstatieren; vielmehr verhielten sich Zweck- und Erlebnisrationalität komplementär zueinander. Das punktuelle Highlight, die isolierte emotionale Intensität würden gesucht, um den Anforderungen, Zwängen, Routinen oder Krisen des normalen Lebens zeitweilig zu entkommen. Dann aber diene das Erlebnis diesem auch. Die Dysfunktionalität wäre seine Funktionalität. Dies würde bedeuten, daß die zweckrationale moderne Gesellschaft ihre Kultur beharrlich in Opposition zu sich selbst zwänge, diese Disharmonie aber genau jene Harmonie wäre, die diese Gesellschaften für ihre Reproduktion benötigen. In wunschbestimmten Erlebniswelten würden anti-alltägliche Affekte zugleich angesprochen, verstärkt, kanalisiert und gebannt (vgl. auch Bauman 1992, 22f.; Hasse 1994): Das Ungewöhnliche geschähe, damit das Gewöhnliche bleiben kann, wie es ist.

Diese Rolle spielt das Erlebnis jedoch nicht erst in den letzten Jahren, sondern seit seinem Aufkommen im 19. Jahrhundert. Bereits zu Zeiten Coubertins wurden die Welten des Sports als Erlebnisräume eingerichtet, die den mangelhaften Alltag übersteigen und die schnöde Alltagspraxis des Bourgeois zur noblen, „heiligen“ und selbstzweckhaften Szene verwandeln sollten.

Anmerkungen

- 1 Bei dem Beitrag handelt es sich um die gekürzte und grundlegend überarbeitete Fassung eines Aufsatzes, der bereits 1995 veröffentlicht worden ist (in: Hirsching/Borkenhagen 1995, 29-64).
- 2 Sport ist bereits von Christian Graf von Krockow (1972, 95) als ein visibilisierendes System untersucht worden, das Leitideen moderner Gesellschaften, wie den „Triumph der Leistung“, „so allgemeinverständlich, überzeugend, so durchsichtig darstellen“ würde wie kein anderes System.
- 3 Zur gegenweltlichen Dimension des Sports gehört auch seine Eigenzeitlichkeit. Zwar steht der Sport im Unterschied zum älteren, statischen Turnen in engem Zusammenhang mit dem modernen Mythos des Fortschreitens, einem zukunftsorientierten Zeitverständnis und der Dynamik der Moderne, gleichwohl bleibt seine Geschwindigkeit im Gegensatz zur technologischen Geschwindigkeit des industriellen Kapitalismus an die Körper gebunden. Sie ist nicht die tendenziell körperlose, immer weiter zu erhöhende Geschwindigkeit moderner Kommunikations- und Produktionstechnologien, sondern eine prinzipiell begrenzte „metaboli-

- sche Geschwindigkeit“, eine Geschwindigkeit des Lebendigen (Virilio 1994, 134). Tendiert die technologische Geschwindigkeit zur Verflüchtigung Halt gebender empirischer Fixpunkte, zur Entwurzelung des Selbst und der Selbstverhältnisse, so verspricht die Geschwindigkeit des Körpers demgegenüber, beherrschbar zu bleiben und Selbst-Vergewisserung zu ermöglichen. In einer Welt, in der alles in ständiger Bewegung ist und in der die Menschen nicht wissen, was die Zukunft bringen wird, ist es ungemein schwierig, zu Gewißenheiten zu gelangen. Vergleichbar mit der Popmusik wird Sport nicht zuletzt deshalb sozial attraktiv, weil er im Zusammenwirken von Körper, Bewegung und Gefühl Präsenz erzeugt, ein intensives physisches Erleben im Hier und Jetzt. Die Hinwendung zum Körper im Sport ist historisch so auch Ausdruck des als Folge gesellschaftlicher Beschleunigungsprozesse entstandenen Bedürfnisses, noch einen stabilen persönlichen Halt zu finden: Im verwirrenden Strom der Ereignisse bleibt zumindest der Körper der ständige Begleiter des Menschen (vgl. auch Bette 1989).
- 4 Auch Bereiche der kulturellen Produktion, z.B. die digitale Herstellung von Musik (vgl. auch Bourdieu 1987, 136), scheinen durch „Desinkernationsprozesse“ gekennzeichnet.
 - 5 Robert Schmidt und ich haben dies – gestützt auf ethnographische Untersuchungen – unlängst in einem Vortrag „Der Körper und die Dinge – Überlegungen zum Umgang mit technischen Geräten“ auf der Tagung „Körperliche Erkenntnis. Theorie und Empirie“ vom 6. bis zum 8. November an der Freien Universität Berlin deutlich zu machen versucht.
 - 6 Darunter verstehe ich im Anschluß an Foucault (1978, 119-125) heterogene, netzartig verwobene Ensembles aus materiellen, räumlich-architektonischen Arrangements, Diskursen, institutionalisierten Praxen (wie Rituale), reglementierenden Entscheidungen, wissenschaftlichen Aussagen, Methoden, Techniken, Strategien, moralischen Lehrsätzen usw.
 - 7 Vgl. ausführlicher Alkemeyer et al. 2003.
 - 8 Beck (1986, 216f.) schreibt entsprechend: „Individualisierung bedeutet in diesem Sinne, daß die Biographie der Menschen aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt wird. Die Anteile der prinzipiellen entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsöffnenen, selbst herzustellenden Biographien nehmen zu ...; sozial vorgegebene wird in selbst hergestellte und herzustellende Biographie transformiert. ... Im Übergang von der ‚Normal- zur Wahlbiographie‘ (Ley) bildet sich der konfliktvolle und historisch uneingeübte Typus der ‚Bastelbiographie‘.“
 - 9 Wie Elias (1987) ausgeführt hat, setzt die aus der Freisetzung von traditionellen Bindungen resultierende Individualisierung wachsende Selbstkontrollen voraus und geht mit der Entwicklung von Selbstbildern einher, in denen Eigenständigkeit betont und Hinweise auf die soziale Bedingtheit des individuellen Gepräges abgewehrt werden: Das Ich konstituiert sich in der Abgrenzung von den anderen und erlebt sich selbst als autonom.
 - 10 Darauf, daß es sich bei diesem Bild um ein Szenario handelt, „das sich in der Realität nicht bruchlos wiederfindet“, macht die „Gruppe Blauer Montag“ (2002, 714) aufmerksam. Komplementär zu den „Techniken des Selbst“ (Foucault), die beispielsweise „eine Entgrenzung der Arbeitszeiten gewährleisten sollen“, entwickeln sich vielmehr neue Formen der Überwachung der Arbeit und „neue Kontrolltechniken“, die die Aufgabe haben, „Widerständigkeit zu identifizieren“ (ebd., 713f.).
 - 11 Auch die aktuellen Konzepte der „Selbstsozialisation“ und des „lebenslangen Lernens“ finden in diesem neoliberalen Diskursuniversum einen Resonanzboden. An das Lernen heften sich unter den angedeuteten Lebensbedingungen zahlreiche Erlösungshoffnungen. Nur wer permanent und selbstorganisiert lernt, kann damit rechnen – so wird gesagt –, das zukunfts offene Leben zu meistern. „Selbstlernen“ und „Selbstorganisation“ harmonieren mit flexiblen Zeitanforderungen und dem Postulat, sich nicht feststellen zu lassen, die eigene Identität gewissermaßen flüssig zu halten, um sich ständig neu anpassen und umformen zu können.
 - 12 Diesem Mythos liegen durchaus reale historische Erfahrungen zugrunde. Anders als in vormodernen Verhältnissen gelingt es einzelnen Personen in der Moderne immer wieder, das Leben in die eigene Hand zu nehmen, aufzusteigen usw. Auch Handlungsformen wie der Sport verleihen diesem Mythos Selbstverständlichkeit. Denn dem Augenschein nach nimmt in den Rangordnungen des Sports jeder den Platz ein, den er aufgrund seiner Eigenleistung verdient.
 - 13 Daß Individualisierung und Standardisierung die beiden Seiten einer Medaille sind, wird auch von Beck (1986, 205ff.) und Bette (1993, 46) betont.
 - 14 Zum Habituskonzept vgl. insbesondere Bourdieu 1979, 139ff.; 1993, 277ff.; zur Einführung s. auch Kraiss/Gebauer 2002 sowie Alkemeyer 2003, 2810-2820.
 - 15 Wobei Bourdieu allerdings der empirischen Erforschung von Habitusbildungen kaum Aufmerksamkeit geschenkt hat. Diese Lücke wird beispielsweise in der fulminanten Studie Wacquants (2003) über die allmähliche Formierung eines boxerischen Habitus in immer gleichen, mühseligen und schmerzhaften Übungen ausgefüllt.
 - 16 Allen mir bekannten empirischen Untersuchungen zufolge ist Sport überwiegend eine Praxis der Mittelklassen; vgl. bspw. Winkler 1995.
 - 17 Dies gilt z.B. auch dann, wenn sich junge männliche Türken, wie Bernd Bröskamp (1994) in seiner Arbeit zeigt, aufgrund ihres habituellen Verhältnisses zum eigenen Körper sowie ihrer Benachteiligung durch das deutsche Sportsystem vorwiegend in solchen Sportarten organisieren, die aus dem Blickwinkel der legitimen deutschen Kultur als minderwertig gelten, wie das Boxen.
 - 18 Alltagsästhetische Schemata sind soziale Konstruktionen, vermittels deren sich Kollektive darauf verständigen, Zeichengruppen in bestimmter Weise abzugrenzen und zu decodieren. In der empirischen Sozialforschung werden sie dadurch faßbar, daß die meisten Menschen dazu neigen, in ihren Geschmacksentscheidungen ähnliche Gruppenbildungen zwischen verschiedenen Kultur- bzw. Zeichenangeboten (Gemälde, Schmuckstücke, Musik, Luxusgegenstände usw.) vorzunehmen. Die Ähnlichkeit der Gruppierung ästhetischer Wahlmöglichkeiten manifestiert sich aber auch in Geschmacksunterschieden (so Schulze in Anlehnung an Bourdieu). Gerade im gegensätzlichen Geschmack werden übergreifende Schemata anschau-

- lich. Sie sind für Deutungsgemeinschaften spezifisch, die sich damit von anderen absetzen (vgl. Schulze 1993, 127ff.).
- 19 Zum konkurrierenden Bezug der Theorie Schulzes zum Ansatz Bourdieus s. auch Funke 1997, 321ff.
- 20 Zu ähnlichen Kritiken an Schulze vgl. auch Funke 1997, 324.

Literatur

- Alheit, P. (1994): Aufbruch in die „Erlebniskultur“? In: Das Argument, Nr. 208, 91-104.
- Alkemeyer, T. (1996): Körper, Kult und Politik. Von der Muskelreligion Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936 in Berlin. Frankfurt a.M./New York.
- Alkemeyer, T. (2001): Spektakel-Gesellschaft und Spektakel-Sport – Ökonomie des Geldes und Ökonomie der Blicke. In: Friedrich, G. (Hg.), Zeichen und Anzeichen. Analysen und Prognosen des Sports. Hamburg, 61-72.
- Alkemeyer, T. (2003): Semiotische Aspekte der Soziologie: Soziosemiotik. In: Posner, R./RoberingK./Seboek, T.A. (Hg.), Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichen-theoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Berlin/New York, 2758-2846.
- Alkemeyer, T./Boschert, B./Gebauer, G./Schmidt, R. (2003): Einleitung. In: Dies. (Hg.), Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz, 7-15.
- Bauman, Z. (1992): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg.
- Bauman, Z. (1995): Philosophie der Fitneß. In: tageszeitung (taz) v. 25.3., 19-21.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Bette, K.-H. (1989): Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit. Berlin/New York.
- Bette, K.-H. (1993): Sport und Individualisierung. In: Spectrum der Sportwissenschaft 5 (1), 34-55.
- Bourdieu, P. (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1993⁶): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.
- Bröskamp, B. (1994): Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport. St. Augustin.
- Ebrecht, J. (2002): Die Kreativität der Praxis. Überlegungen zum Wandel von Habitusformen. In: Ders./Hillebrandt, F. (Hg.), Bourdieus Theorie der Praxis. Wiesbaden, 225-242.
- Elias, N. (1987): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a.M.
- Elias, N./Dunning, E. (1986): Quest for Excitement. Sport and Leisure in the Civilizing Process. Oxford.
- Foucault, M. (1975): Pouvoir et corps. In: Quel Corps? Nr. 2, September – Oktober, 2-5 (dt.: Macht und Körper. In: Dits et Ecrits, 2. Band, Frankfurt a.M. 2002, 934-941).
- Foucault, M. (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin. Berlin.
- Foucault, M. (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Foucault, M. (1983): Sexualität und Wahrheit. Erster Band. Der Wille zum Wissen. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (1985): Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982. Hg. von H. Becker u.a. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori. Mit einem Vorwort von Wilhelm Schmid. Mit einer Bibliographie von Andrea Hemminger. Frankfurt a.M.
- Franck, G. (1998) Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München.
- Funke, H. (1997): Erlebnisgesellschaft. In: Kneer, G./Nassehi, A./Schroer, M. (Hg.), Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München, 305-331.
- Gebauer, G. (1982): Ausdruck und Einbildung. Zur symbolischen Funktion des Körpers. In: Kamper, D./Wulf, Ch. (Hg.), Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M., 313-329.
- Gebauer, G./Wulf, Ch. (1998): Spiel, Ritual, Geste. Miethetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbek.
- Hasse, J. (1994): Die Karriere des Erlebnisses. In: taz v. 12.3., 23.
- Gruppe Blauer Montag (2002): Arbeitskraftunternehmer, Ich-AG und »aktivierender Sozialstaat«. In: Das Argument, Nr. 248, Heft 5/6, 709-723.
- Haug, W.F. (1987): Entfremdete Handlungsfähigkeit. Fitneß und Selbstpsychiatisierung im Spannungsverhältnis von Produktions- und Lebensweise. In: Haug, W.F./Pfefferer-Wolf, H. (Hg.), Fremde Nähe. Festschrift für Erich Wulff. Berlin/Hamburg, 127-145.
- Hinsching, J./Borkenhagen, F. (Hg.): Modernisierung und Sport. St. Augustin.
- Honneth, A. (1985): Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt a.M.
- Honneth, A. (1994): Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose. Frankfurt a.M.
- Horkheimer, M./Adorno, Th.W. (1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.
- Kamper, D. (1989): Tod des Körpers – Leben der Sprache. Über die Intervention des Imaginären im Zivilisationsprozess. In: Gebauer, G./Lenzen, D./Mattenklott, G./Wulf, Ch./Wünsche, K. (Hg.), Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung. Reinbek, 49-82.
- Kamper, D./Wulf, C. (Hg.) (1982): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M.
- Kamper, D./Wulf, C. (1984): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt a.M.
- Klinger, C. (1995): Flucht, Trost, Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten. München/Wien.
- König, E. (1989): Körper–Wissen–Macht. Studien zur Historischen Anthropologie des Körpers. Berlin.
- König, H. (1992): Zivilisation und Leidenschaften. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter. Reinbek.
- Koppetsch, C. (2000): Die Verkörperung des schönen Selbst. Zur Statusrelevanz von Attraktivität. In: Dies. (Hg.), Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz, 99-124.

- Koselleck, R. (1989): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Frankfurt a.M.
- Krais, B. (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gebauer, G./Wulf, Ch. (Hg.), *Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus.* Frankfurt a.M., 208-250.
- Krais, B./Gebauer, G. (2002): *Habitus.* Bielefeld.
- Krockow, C. Graf von (1972): *Sport und Industriegesellschaft.* München.
- Lemke, T. (1997): *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität.* Berlin/Hamburg.
- Löwenich, F. (1987): *Integration durch Kultur. Adorno mit Lacan, Lacan mit Adorno. Eine Skizze.* In: *Ästhetik und Kommunikation* 67/68, 85-90.
- Meier, U. (1994): *Die Herkunft bestimmt noch immer die Lebenschancen.* In: *Frankfurter Rundschau* v. 9.5., 10.
- Schulze, G. (1993): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt a.M./New York.
- Schulze, G. (1994): *Gehen ohne Grund. Eine Skizze zur Kulturgeschichte des Denkens.* In: Kuhlmann, A. (Hg.), *Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne.* Frankfurt a.M., 79-130.
- Schwingel, M. (1993): *Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus.* Hamburg.
- Shusterman, R. (1994): *Die Sorge um den Körper in der heutigen Kultur.* In: Kuhlmann, A. (Hg.), *Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne.* Frankfurt a.M., 241-277.
- Vester, M. (1994): *Die verwandelte Klassengesellschaft. Modernisierung der Sozialstruktur und Wandel der Mentalitäten in Westdeutschland.* In: Mörth, I./Fröhlich, G. (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu.* Frankfurt a.M./New York, 129-166.
- Vester, M. et al. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel.* Frankfurt a.M.
- Virilio, P. (1994): *Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen.* München/Wien.
- Voß, G.G. (1991): *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft.* Stuttgart.
- Voß, G.G. (1998): *Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit.* In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung* 31 (3), 473-487.
- Voß, G.G./Pongratz, H.J. (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie u. Sozialpsychologie* 50 (1), 131-158.
- Wacquant, L. (2003): *Leben für den Ring.* Konstanz.
- Warneken, B.-J. (1990): *Bürgerliche Emanzipation und aufrechter Gang. Zur Geschichte eines Körperprinzips.* In: *Das Argument*, Nr. 179, 39-52.
- Winkler, J. (1995): *Lebensstil und Sport. Der Sport als stilistische Möglichkeit der Symbolisierung von Lebensführung.* In: Ders./Weis, K. (Hg.), *Soziologie des Sports.* Opladen, 261-280.

Berliner Debatte Initial 14 (2003) 4/5

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

GSFP - Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH. **Herausgegeben** im Auftrag des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V. *Berliner Debatte Initial* erscheint alle zwei Monate.

Redaktion:

Henri Band, Harald Bluhm, Erhard Crome, Scott Gissendanner, Birgit Glock, Wladislaw Hedeler, Wolf-Dietrich Junghanns, Cathleen Kantner, Lutz Kirschner, Rainer Land, Ingrid Oswald, Hartwig Schmidt, Udo Tietz, Jan Wielgohs, Andreas Willisch, Rudolf Woderich

E-Mail: redaktion@berlinerdebatte.de

Internet: www.berlinerdebatte.de

Verantwortlich für die Schwerpunkte:

Udo Tietz, Volker Caysa, Cathleen Kantner

Verantwortlich für das Heft:

Udo Tietz, Cathleen Kantner (v.i.S.d.P.)

Copyright für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

Abo-Bestellungen: inter abo, PF 360520, 10975 Berlin; Tel. (030) 61105475, Fax (030) 61105480.

Das Abonnement gilt für ein Jahr und verlängert sich um ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Einzelhefte werden per Post mit Rechnung verschickt.

Bestellungen: leidenschaften@berlinerdebatte.de

Tel.: +49-39931-54726

Fax: +49-39931-54727

Post: PF 58 02 54, 10412 Berlin

pdf-Dateien einzelner Artikel:

siehe www.berlinerdebatte.de

Preise: Einzelheft 8 Euro, Doppelheft 16 Euro

Abonnement: Jahresabo 35 Euro,

Ausland zuzüglich Porto.

Studenten, Rentner und Arbeitslose 18 Euro, Nachweis beilegen. Ermäßigte Abos bitte nur direkt bei *Berliner Debatte Initial* per Post oder per Fax 039931-54726 bestellen.

Autorenverzeichnis

Thomas Alkemeyer, Prof. Dr.,
Sport- und Sozialwissenschaftler,
Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg

Henri Band, Dr.,
Kultursoziologe und Publizist

Esther von Bruchhausen, Dr.
Politikwissenschaftlerin und Pressereferentin,
Frankfurt am Main

Volker Caysa, Prof. Dr.,
Philosoph, Universität Opole,
Vorsitzender der Nietzsche-Gesellschaft

Meinhard Creydt, Dr.
Soziologe, Berlin

Gunter Gebauer, Prof. Dr.,
Philosoph und Sportsoziologe,
Freie Universität Berlin

Petra Gehring, Prof. Dr.,
Philosophin, TU Darmstadt

Kai-Uwe Hellmann, Dr.,
Politikwissenschaftler,
Humboldt-Universität zu Berlin

Andrew C. Janos, Prof. Dr. em.,
Politikwissenschaftler, University of California,
Berkeley, USA

Wolf-Dietrich Junghanns, Dr. phil.,
Stanford University, Berlin Study Center

Guido O. Kirner, Dr.,
Historiker und Sozialwissenschaftler, Berlin

Jan-Henrik Meyer, M.A.,
Historiker, Humboldt-Universität zu Berlin

Friedhelm Neidhardt, Prof. Dr. em.,
Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin

Ingrid Oswald, PD Dr.,
Soziologin, Universität Magdeburg
und Thünen-Institut Röbel

Rita Reiner,
Politikwissenschaftlerin,
Humboldt-Universität zu Berlin

Markus Rettich, M.A.,
Politikwissenschaftler, Medien Tenor Institut, Bonn

Ugo Rossi, Dr.,
Dozent, Universität von Neapel „L'Orientale“

Silvia Schroer, Prof. Dr.,
Theologin, Evangelisches Departement
der CTheol Fakultät Bern

Winfried Schröder, M.A.,
Humboldt-Universität zu Berlin

Konstanze Schwarzwald,
Philosophiestudentin, Universität Leipzig

Udo Tietz, Dr.
Philosoph und Publizist, Berlin

Nikola Tietze, Dr.,
Soziologin, Hamburger Institut für Sozialforschung

Jens Wurtzbacher,
Soziologe, Humboldt-Universität zu Berlin

Kopieren, ausfüllen, falten und abschicken

Berliner Debatte Initial Bestellung:

Ich bestelle ein Abonnement der Berliner Debatte INITIAL ab Heft

- Das Abonnement soll für ein Jahr befristet werden.
- Das Abonnement soll gelten, bis ich es abbestelle. Abbestellung jederzeit.
- Abonnement 35 Euro (Ausland zuzüglich 6 Euro Porto).
- Ermäßigt 18 Euro (Studenten, Rentner, Arbeitslose, Wehr- und Zivildienstleistende)
Nachweis bitte beilegen.

Vorname, Name:

Straße, Nr.:

Postleitzahl:

Ort:

Telefon:

Ich wünsche folgende Zahlungsweise:

- Jahresrechnung
- Bargeldlos: halbjährliche Abbuchung. Bankinstitut:
Konto-Nr.: Bankleitzahl:

Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen (Poststempel) bei der Bestell-
adresse schriftlich widerrufen kann.

Datum:

Unterschrift:

Name:

Straße und Nr.

PLZ, Ort:

Abonnement erworben von:

Antwortkarte

Bitte
frankieren

Berliner Debatte
INITIAL
PF 58 02 54

10412 Berlin

www.berlinerdebatte.de

Bestellungen: verlag@berlinerdebatte.de